

per gefällt, das uns in dieser Form nicht zu-
steht. Die Autorin widerruft jene Gerechtig-
keit, die sie Jochen Klepper ihre gesamte Dar-
stellung hindurch (abgesehen von gelegent-
lichen Schwankungen, die wir vermerkten)
zuteil werden ließ. Ich würde es daher be-
grüßt haben, wenn der – im Copyright na-
mentlich vermerkte – Lektor die letzten drei-

ßig Zeilen des Buchs gestrichen hätte – eine
Streichung, die sowohl im Interesse Frau
Thalmanns wie des verehrungswürdigen Jo-
chen Klepper lag. *Hans Jürgen Baden*

¹ Rita Thalmann, Jochen Klepper. Ein Leben zwi-
schen Idyllen und Katastrophen. München: Kaiser
1977. 403 S., Abb. Lw. 34,80.

Der Jesuitenorden in der Sicht deutscher Dichter

Seit ihrer Gründung im Jahr 1540 hat sich die
Gesellschaft Jesu als spannendes literarisches
Thema für viele europäische Schriftsteller er-
wiesen. Im deutschsprachigen Raum sind Tau-
sende von Gedichten, Flugblättern, Romanen
und Schauspielen über den Orden und ein-
zelne Jesuiten erschienen. Die meisten dieser
Werke wurden von mittelmäßigen Schrift-
stellern und Dichtern geschrieben, die Vor-
urteile gegen den Jesuitenorden hatten. Jedoch
haben sich auch einige der großen deutschen
Dichter mit den Jesuiten befaßt, teils bewun-
dernd, teils satirisch-kritisch, wie es sich
exemplarisch bei Goethe, Novalis und Heine
zeigen läßt.

Was Goethe über den Jesuitenorden äußerte,
enthält nichts von den Verunglimpfungen,
die man in den Werken der meisten seiner
zeitgenössischen protestantischen Schriftsteller
findet, die über die Jesuiten schrieben. In
Straßburger Zustände zeigt Goethe eine sehr
positive Einstellung gegenüber dem Orden.
Er erwähnt, daß während seiner Studienzeit
in Straßburg (1770–1771) die protestantischen
Bürger äußerst glücklich und erleichtert wa-
ren, daß die Jesuiten aus der Stadt vertrieben
wurden. Er fügt allerdings nachdenklich hin-
zu: „Wie froh sind die Menschen, wenn sie
einen Widersacher, ja nur einen Hüter los
sind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo
der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist“
(Hamburger Ausgabe, Bd. 9, 377).

In seiner „*Italienischen Reise*“ berichtet
Goethe, daß er sich am 3. September 1786
kurz in Regensburg aufhielt. Sofort nach sei-
ner Ankunft wollte er unbedingt zur Jesuiten-
schule gehen, wo die Jesuitenzöglinge eines
der Schauspiele vorführten, für das der Orden

damals berühmt war. Offensichtlich sehr beein-
druckt von dieser Aufführung, lobt Goethe die
Fähigkeit der Jesuiten, solche Theaterstücke
zu organisieren: „Auch diese öffentliche Dar-
stellung hat mich von der Klugheit der Jesui-
ten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten
nichts, was irgend wirken konnte, und wuß-
ten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu be-
handeln.“

Er rühmt die umfangreichen Verdienste der
Jesuiten in den Schönen Künsten. Den Orden
nennt er „die große geistliche Gesellschaft“,
die Mitglieder „einsichtige Männer“. Ihre or-
ganisatorische Begabung und die konkreten
Ergebnisse ihres missionarischen Eifers bezaub-
erten den berühmten protestantischen Gast
im Jesuitenkolleg: „Der Jesuiten Tun und
Wesen hält meine Betrachtungen fest, Kirchen,
Türme, Gebäude haben etwas Großes und
Vollständiges in der Anlage, das allen Men-
schen Ehrfurcht einflößt.“

Der Prunk und die Originalität des Gottes-
dienstes in der Jesuitenkirche fesselten Goe-
thes Aufmerksamkeit, und er konnte seine Be-
wunderung kaum verheimlichen. Keine Spur
von der Feindseligkeit und den Vorurteilen
gegenüber der katholischen Kirche, wie z. B. in
Schillers „Geistersehern“, sondern nur An-
erkennung für die äußere Form des katholi-
schen Gottesdienstes und für die Bemühungen
der Jesuiten, sie durch die Kunst des Barock
zu modernisieren: „Es ist überhaupt der Ge-
nius des katholischen äußeren Gottesdienstes,
noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand,
Geschick und Konsequenz ausgeführt gesehen
als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein,
daß sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine
alte abgestumpfte Andacht fortsetzen, son-

dern sie dem Geist der Zeit zuliebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutzten.“

Auf der ganzen Italien-Reise zeigte Goethe Interesse am Jesuitenorden. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Trient am 10. September 1786 besuchte er die dortige Jesuitenkirche. Im folgenden April befand er sich in der Jesuitenkirche in Palermo, und bald darauf nahm er die Einladung an, Kirche und Kollegium der Jesuiten in der durch Erdbeben fast völlig zerstörten Stadt Messina zu besuchen. Jahre später blieb Goethe als lebendigste Erinnerung dieses Aufenthalts die Dauerhaftigkeit der Architektur der Jesuiten mitten in der allgemeinen Vernichtung: „Der Jesuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit“ (Bd. 11, 10 f., 306).

Während der Zeit des Verbots der Gesellschaft Jesu (1773–1814) verloren die polemischen Angriffe der literarischen Feinde des Ordens kaum an Intensität. Einen typischen Ausdruck dieser Gefühle bieten die Verse eines unbekannten Dichters im Jahr 1799:

„O Herr, gieb ihm die ew'ge Ruh,
Deck ihn mit schwarzen Nächten zu;
Die Exgesellen jag von uns weit;
Dann loben wir die gold'ne Zeit.“

Solche utopischen Wunschträume wurden von dem bedeutendsten Vertreter der deutschen Frühromantik, Freiherr *Friedrich von Hardenberg* (Novalis), abgelehnt. In „*Die Christenheit oder Europa*“ (geschrieben 1799) sehnt sich der Protestant Novalis nach der Universalität der mittelalterlichen Kirche und der Wiedergeburt und Vereinigung eines Europa, das Reformation und Rationalismus gespalten hatten. Wie in Schillers „Geistersehern“ taucht der Name Jesuit kein einziges Mal auf; aber vom Zusammenhang her ist eindeutig zu erkennen, daß nur die Gesellschaft Jesu den Gegenstand von Novalis' Verehrung sein kann. Novalis lobt diesen „Orden“ verückt als die einzige Organisation, die fähig wäre, den Rationalismus und die Reformation zu bekämpfen, um dadurch das Fundament für ein wiedervereinigtes Christentum zu bauen. Er greift dagegen den Protestantismus heftig an; dessen Anhänger nennt

er „Insurgenten“, die eigensinnig die Einheit des Christentums zerstört hätten. Der Romantiker stellt traurig fest: „Mit der Reformation war's um die Christenheit getan.“ Als alles für die katholische Kirche verloren schien, geschah allerdings etwas Außerordentliches: „Zum Glück für die alte Verfassung tat sich jetzt ein neu entstandener Orden hervor, auf welchen der sterbende Geist der Hierarchie seine letzten Gaben ausgegossen zu haben schien, der mit neuer Kraft das Alte zurüstete und mit wunderbarer Einsicht und Beharrlichkeit, klüger als je vorher geschehen, sich des päpstlichen Reiches und seiner mächtigen Regeneration annahm.“

Für Novalis ist die Gesellschaft Jesu ohne Einschränkung die größte und erfolgreichste Organisation in der Geschichte der Menschheit: „Noch war keine solche Gesellschaft der Weltgeschichte anzutreffen gewesen.“ Die Lobrede erreicht den Höhepunkt, wo Novalis den Jesuitenorden als die wahre Verkörperung aller seiner romantischen Vorstellungen idealisiert: „Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen.“

Novalis bewundert besonders die Leistungen der Jesuiten als Missionare, Erzieher und Dichter und ihre Bereitschaft, für ihren Glauben zu sterben. Der protestantische Romantiker betrachtet den Jesuitenorden als „letzte Schutzwehr der katholischen Verfassung“, die das Papsttum und die Integrität der katholischen Staaten Europas zu unterstützen versuchte, und er kann nicht begreifen, daß die Jesuiten gerade von diesen Kräften gestürzt wurden. Melancholisch betet er für die Wiedergeburt der Gesellschaft Jesu: „Jetzt schläft er, dieser fruchtbare Orden, in armseliger Gestalt an den Grenzen von Europa, vielleicht daß er von daher sich, wie das Volk, das ihn beschützt, mit neuer Gewalt einst über seine alte Heimat, vielleicht unter anderem Namen, verbreitet.“ (Dichtungen, Heidelberg 1953, 284–290). In dieser Hinsicht spielte Novalis den Propheten, da die Gesellschaft Jesu 15 Jahre danach wiederbegründet wurde.

Novalis' romantisierte Vorstellung vom ver-

bannten Jesuitenorden findet keine Resonanz oder gar Sympathie bei dem Realisten *Heinrich Heine*. Heine, der jüdische Konvertit zum Protestantismus, beschreibt den Orden von einer anderen Perspektive. In der „*Romantischen Schule*“ (1833) geißelt er mit beißender Ironie die deutschen Dichter wie Novalis, die, obwohl protestantisch erzogen, Bewunderer des Katholizismus geworden waren. Seine schärfste Kritik hebt er für die Jesuiten auf. Er setzt sogar die Romantik dem „Jesuitismus“ gleich und klagt, „daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher, mit den süßen Tönen der Romantik, die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger von Hameln“.

Auf der anderen Seite verwendet Heine die Begriffe Protestantismus und intellektuelle Freiheit als Synonyme und sieht ihre wissenschaftlichen und religiösen Errungenschaften durch den starken Einfluß des „Jesuitismus“ in der Romantik ernsthaft bedroht und gefährdet. Als typisches Beispiel des romantisch-jesuitischen literarischen Zeitgeistes betrachtet Heine die süßen und zarten Übersetzungen von A. W. Schlegel. Heine vergleicht das mit dem herben, bündigen Stil des Protestanten Johann Voss, der seine Bewunderung verdient, denn „er kämpfte nicht bloß mit der deutschen Sprache, sondern auch mit jenem jesuitischen aristokratischen Ungestüm, das damals aus dem Walddunkel der deutschen Literatur sein mißgestaltetes Haupt hervorreckte.“

Wie viele andere Schriftsteller des 19. Jahrhunderts benutzt Heine das Wort „jesuitisch“ als einen umfassenden Begriff für die Unterwürfigkeit gegenüber der katholischen Kirche. Wenn Heine den Orden selbst erwähnt, unterscheidet er deutlich zwischen den früheren und den zeitgenössischen Jesuiten. Er verachtet grundsätzlich die Jesuiten des 19. Jahrhunderts und sagt herablassend: „Sie mögen sich aber nicht einbilden, daß wir sie mit den älteren Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft.“ Heine schildert diese neuen Jesuiten sarkastisch als schwächliche Zwerge, während er die alten als „jene schwarzen Riesen“ preist.

Dieses Lob darf allerdings nicht als Billigung der Methoden oder Ziele der älteren Jesuiten verstanden werden. Heines Kommentare beschränken sich lediglich auf die Begeisterung und Kühnheit, die sie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zeigten. Heine zufolge versagten auch die alten Ordensmitglieder, da „sie nur für die Erhaltung des Katholizismus und nicht für den Katholizismus selbst begeistert waren“: „Sie verständigten sich mit dem Heidentum, mit den Gwaltchern der Erde, beförderten deren Lüste, wurden Mörder und Handelsleute, und wo es darauf ankam, wurden sie sogar Atheisten.“

Im Unterschied zu Goethe und Novalis hält Heine von den Verdiensten des Jesuitenordens im kulturellen Bereich nichts: „Vergebens haben sie mit den Laien in Kunst und Wissenschaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz sichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künstler und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder schaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geist, sondern seufzt nur der zitternde Gehorsam für die Oberen des Ordens.“ Heines Fazit: „fruchtlos war all ihr Tun und Wirken“ (Werke, Leipzig 1910, Bd. 7, 32, 35, 104).

Das ist allerdings nicht das letzte Wort Heines über die Jesuiten. In „*Lutezia*“ (1854) ändert er seine grundsätzlich negative Einstellung dem Orden gegenüber nicht. Er meint jedoch, die Feinde der Jesuiten hätten vieles übertrieben und dadurch sei ein falsches Bild der Gesellschaft Jesu ins Bewußtsein von vielen Menschen eingedrungen. Jetzt hofft er: „Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre Verdienste anerkennen wird. Schon jetzt müssen wir eingestehen, daß sie durch ihre Missionsanstalten die Gesittung der Welt, die Zivilisation unberechenbar gefördert“ (Bd. 9, 422).

Diese Anerkennung findet die Gesellschaft Jesu von einer unvermuteten Seite: *Friedrich Nietzsche* verteidigt den Orden gegen die unaufhörliche Kritik, der die Jesuiten von Anfang an ausgesetzt waren, und behauptet

schlicht: „So spricht man von den Schlauheiten und der verruchten Kunst der Jesuiten, aber übersieht, welche Selbstüberwindung jeder einzelne Jesuit sich auferlegt und wie die erleichterte Lebenspraxis, welche die jesuitischen Lehrbücher predigen, durchaus nicht ihnen, sondern dem Laienstand zugute kommen soll. Ja, man darf fragen, ob wir Aufgeklärten bei ganz gleicher Taktik und Organisation ebenso gute Werkzeuge, ebenso bewundernswürdig

durch Selbstüberwindung, Unermüdlichkeit, Hingebung sein würden“ (Menschliches-Allzumenschliches: Werke, Stuttgart 1965, Bd. 3, 67). In „Der Griechische Staat“ hält Nietzsche die Jesuiten sogar für das moderne Gegenstück zu den großartigen Lehren der griechischen Antike und lobt sie als „die wirksamsten Erzieher unserer Zeit“ – aus diesem Mund ein unerwartetes Lob.

James A. Doyle